

## Die man in Tokio einen Sonntag zubringt.

Von Otto Schmitt.

Tokio, Ende April.

Die bekannsten „ältesten Leute“ erinnern sich nicht, daß man jemals um Mitte April hier noch Feste in Tätigkeit gehabt hätte; es kommen dabei natürlich nur die ältesten fremden Residenten in Betracht, denn die Eingeborenen brauchen, auch bei der strengsten Winterfalte, als Heizmittel nur eine verdoppelte oder verdreifachte Anzahl watterter Kimonos (Kleider), ein kleines Kohlenbecken für die Hände, einen kleinen Schälkel um Hals und Kopf und, last not least, so oft als thunlich ein heißes Bad.

Zu diesen Bädern sind die Anstalten in jedem guten japanesischen Hause unbedingt vorhanden, während die geringeren Klassen alltäglich sich der öffentlichen Baderbäder bedienen, in denen, in reizender Naivität, Männlein und Fräulein, Greise am Stabe und Säuglinge an der Brust, in vollkommener Nichtkenntnis des darinliegenden Vergehens gegen Sitte und Anstand und, zu ihrer Ehre sei's gesagt, ohne je selbst zu verlegen, zusammen ihre Erquickung und — Erwärmung für diverse ungeheuerliche Stunden suchen; je find die „conditio sine qua non“ japanesischen Erdengleiches und für die ärmeren Klassen das einzige Vergnügen und nebenbei ein wahrer Fundort von Wohlthaten.

Ein deutscher Professor an der hiesigen Hochschule hat uns neulich in einem Vortrage in der Deutschen ostasiatischen Gesellschaft die Vorzüge des Bades von einer Temperatur über Blutwärme in geistlicher Weise wissenschaftlich definiert, wie man nach einem solchen sich gar in den Schnee legen könnte, ohne zu frieren oder sich einen Schnupfen zu holen. Freilich ist der Erwähnte ein überführter Japan-Schwärmer und freilich ziehe ich für meine Person, ohne jedoch irgendwelche wissenschaftliche Begründung dafür versuchen zu wollen, das kalte Bad vor; aber das hindert mich nicht, volles Verständnis zu haben für die Vorzüge, die sein heißes Bad, sein Dym, für den Sohn des Reiches der aufgehenden Sonne hat.

Sie haben, trotz dieser langen, wenig begründeten therapeutischen Aufzählung, vielleicht verstanden, daß es hier, wo sonst Mitte Februar den Frühling bringt, in diesem Jahre noch merkwürdig kalt ist. Fünf bis zehn Fuß hoher Schnee deckt noch das Innere des Landes und auch hier am Meere konnte man erst an einigen wenigen Tagen den Mantel zu Hause lassen. Um so freudiger wurde daher gefest, die in den europäischen Häusern rundgeschickte Luftströmung einiger unternehmender Herren, den schönen Frühlingstag durch ein Pic-Nic zu feiern, begrüßt. Bald raffte eine städtische Kavalkade von Damen und Herren durch die Straßen, denen einige Antreiber in elegantem Gefährte folgten.

Die japanesischen Pferde können keinen Anspruch auf klassische Schönheit erheben, sind nicht besonders groß und werden deshalb von den Engländern mit den erniedrigenden, bei ca. Nr. 1,6 Durchschnittshöhe ja gar nicht begründeten Namen Pony belegt; die meisten haben grobe, ungeschöne Köpfe und alle einen abscheulich wuchernden Haarbüschel und besonders eine Mähne, mit welcher man nichts Besseres anzufangen weiß, als sie ganz kurz zu scheeren. Dies und ein wenig Tadel, die fast allen innewohnen, mag die erwähnte Bezeichnung einigermaßen rechtfertigen; dafür haben sie schöne Schulterlinien, einen angenehmen Sitz, tragen ganz vorzüglich, halten sehr gut aus und brauchen wenig Pflege. Der Preis eines guten Pferdes ist 40 bis 50 Dollars (ebenfalls wie ein neuer Sattel) und seine Unterhaltung kostet jetzt monatlich 6 Dollars, wobei man das Pferd dem betto (Stallknecht) in Kost gibt. Dieser Gebrauch wirft ein gewisses nicht ungünstiges Streiflicht auf den japanischen Charakter, ich glaube kaum, daß in europäischen Ländern die Pferde fett werden würden, wenn jeder Knecht sein Pferd in fetter, gänzlich unfotografierbarer monatlicher Pension zu verspeisen hätte.

Die Straßen von Tokio sind breit genug, daß vier Pferde nebeneinander geritten, noch keine Gefahr laufen, den Verkehr zu stören, zumal der Japaner, der sonst in unglaublicher Zügellosigkeit auf seinen schwerfälligen gettas, hölzernen Stelzen-Sandalen, dahinschleudert, ohne sich durch den Lärm der von hinten schneller herankommenden Wagen und Jimrischens (Menschen-Troßfüße) je zum Aufsehen bewegen zu lassen, meistens doch etwas mehr Aufmerksamkeit schenkt. Polizeiliche Vorschriften über die Gangart, die in den diversen Stadtteilen gestattet ist, existieren nicht, man reitet also so schnell, wie man durchkommen kann, das ist sehr schnell. Wir hatten jedoch diesmal meist Anfangs eine schwere Geduldprobe zu bestehen, wie mußten durch einen Stauung, der gerade matsu hatte.

Es sind dies eigentlich religiöse Feste, welche an bestimmten Daten zu Ehren eines bestimmten Gottes oder göttlicher Verehrung genießenden Helden in den verschiedenen Quartieren abgehalten werden. Viele sind zu Ehren Gengamats (posthumer Name des Yagyu, des Gründers des Tokugawa- oder Shogun-Familie) andere gelten Emma Sama, dem Höllengott, Shinmei, dem Glücksgott, und vielen anderen. In dem unarmigen Yashiki am nächsten gelegenen Quartier, Tora no mon (Tigerfort), feiert man am 10. jeden Monats

Kompira, einen antiken beschnittenen Helden. Bei solchen Matsuri werden Straßen und Plätze des betreffenden Quartiers durch Schau- und Verkaufsbuden verengt, Gaukler, Akrobaten und Sängerrinnen geben ihre Kunst zum Besten und Tausende von Menschen drängen, nachdem sie ihre Anrede im betreffenden Tempel kurz verrichtet, zwischen den Buden umher, feilschend, anstaunend, sich belustigend, gerade wie dies bei unseren Jahrmärkten der Fall ist. Trumfene Soldaten, jederzeit bereit, besonders an den Fronten, ihren Uebermut auszulassen, erhöhen nicht gerade die Annehmlichkeiten der Passage durch ein solches Quartier.

Doch endlich sind wir durch und nun geht's durch lange Straßen, die ganz ihr alltägliches Kleid tragen, denn den Sonntag unterscheidet der Japaner in nichts von den übrigen Tagen der Woche. Fast jeder Hais hat ebenerdig einen Laden, in welchem vorne auf gereinigten Brettern die Waaren ausliegen, die feineren in Glaskästen, die gröberen frei. An den drei Wänden sind die stets ziemlich geringen Vorräte aufgeschichtet, bei Handwerken dient der übrig gelassene Raum gleich als Werkstätte und den Kaufleuten als Wohnstube. Jede Arbeit geschieht so öffentlich, vor allem Publikum, als ein Schreier, Maler, Dichter u. s. w. fällt es nicht ein, für seine Arbeit der Öffentlichkeit zu bedürfen. Nach einer guten Stunde Reiten liegt die eigentliche Stadt hinter uns, wir biegen in den ersten, besten Feldweg ein, der, wie überall hier, auf dem Damme angelegt ist, der die einzelnen Drei-Seen, welche die Reisfelder vorseilen, trennt.

Die Felder fangen schon an, ein grünes Kleid anzulegen, in herrlicher Blüte stehende Ume-Pläumen und Satsuma (Kirschen)-Bäume zieren den Pfad, dessen Erde nur gestäubt, hintereinander zu reiten, aber auch die in raschem Tempo sich dahinschwebende Schlange, die die Cavalcade nun bildet, ist belustigend. Derjenige der Herren, welcher sich ansehnlich gemacht hatte, uns durch die Felder den Weg nach dem, übrigens durchaus gar nicht dringend erscheinenden Ziele, dem Tempel des Judo Sama, zu führen, hat längst seine Infolenz erklären müssen, unter lautem Jubel hat sich das „schöne Pferd“ an die Spitze gesetzt und, ohne die Antwort der, im Vorbeischießen freilich um den Weg angerufenen Bauern reichlich verstehen zu können, geht's auf's Geradewohl dahin.

Endlich hinter einer Terraintwelle, an einem Kreuzungspunkte der Wege, beleuchtet uns die Kalesche der Antreiber, daß wir wieder auf der rechten Straße sind. Jene hatten natürlich in die Felder nicht folgen können, und selber ernst gemeinte Vorwürfe der stolzen Wagenlenkerin und die Drohung, fast wieder umgekehrt zu sein, ob so ungalanten Betragen feistens der Reiter, empfingen die Uebermütigen.

Nun ging's auf dem breiteren Wege in alleseitig wiederhergestellter Harmonie noch eine halbe Meile fort und der Tempel mit seinen Zeehäusern war erreicht. Die Landschaft gibt es in Japan zwei Hauptreligionen, die buddhistische, von China über Korea sehr früher gebracht und in der Zeit der Shogune von diesen protegiert und darum auch die verbreitetere, und die Religion des Shinto, der Ahnen-Cultus, dem das Haus des Mikado heiligt, der also die offizielle Religion ist. Seit der Umwälzung 1868 hat man nun etwas mehr Einheitsfides herzustellen gesucht, viele Buddhätempel sind zu Shintotempeln gemacht und das ärmere Volk, wenn auch auf direkte Anfrage die einen sich nominell zur einen, die anderen zur andern Religion bekennen, macht gar keinen und auch die mittleren Stände nur sehr wenig Unterschied. Bei der großen Menge von Göttern, die beide zusammen aufweisen, kann der einzelne Mann ja so wie so nicht alle kennen und so pflanzen sich traditionell in den Familien einer oder einige Götter als spezielle Patronen. Kommt dann durch Gerath oder die sehr stark übliche Adoption ein Buddhist in eine Shintofamilie und nimmt seine Hausgötter mit dahin, so haben Nachkommen natürlich von beiden Sorten zur Auswahl und huldigen ihnen mit gleichem Eifer, oder richtiger, wie ich bemerken zu haben glaube, mit gleich geringem Eifer. Religiöser Fanatismus geht wohl den Japanern gänzlich ab und die wirklich Gebildeten, geistig höher stehenden bekennen sich auch wohl meist zur Vernunftreligion des Confucius. Einigen Göttergestalten, bösen und guten Charakters, wird im Volke von allen Seiten, deren Zahl übrigens Legion ist, gleichmäßig und ohne Unterschied gebuhlet. Es sind dies Phantastie-Gebilde, die eigentlich mehr unseren Feen, Feinsinnmännchen und Kobolden zu vergleichen sein dürften, als Göttern. Man findet eins oder das andere der Bild, der sieben Glücksgötter z. B., unter den Wandmalereien, welche die Tapetenfiguren der Zeehäuser zieren, sicher und also vermutlich auch in Privatwohnungen. Diese Sieben werden alle als kleine, furchtbar fette, lachende Kerls mit besonders auffallenden, enormen Ohren dargestellt. Des letzteren galt dem Japaner als besonderer Reiz, sagt man. Daifoku, der das Gebeihen des Reizes bekennt und Ebisu, der als ein lustiger Fischersmann sich zeigt, Bentei, die die Liebe schenkt, Futurokubun, der ein reiches Einkommen verleiht, das sind so die bekanntesten der Sieben.

Eine Art Kobold, mit grimmigen Gesicht und großen Klauen abgebildet, ist Shoki (oder Shokijama). Er ist aber eigentlich kein böser Geist, liebt wohl den Schabernack und man ruft ihn nur um unartige Kinder zu strafen, aber er kämpft gerne mit anderen bösen Geistern und besiegt sie auch, nützt also den Menschen.

Kirin, der Drache mit Pferdegestalt, zwei geraden, rüchdris langenden Hörnern am Kopfe, und rothen, nach unten gerichteten Hirschkgeweihen an den Schulterblättern, deren etwaige Verwendung nur einer japanesischen Einbildungskraft erfindlich werden kann, sowie Hoo, ein sagenhafter Paradiesvogel, sind göttliches Ansehen genießende Thiere und man findet sie ebenfalls überall abgebildet.

Thurn, der Kranich endlich und Kame, die Schildkröte, sind als die glücklichsten und glückbringenden Thiere, Matsu, die Kiefer Tasse, der Bambus und Ume (sprich m' me!) der Pläumenbaum als glückbringende Gewächse verehrt.

Judofama, dessen Tempel das Ziel unseres Spaziergangs war, ist ein Wesen, welches den Menschen die Kraft gibt, Schmerzen, Leiden bringt, zu ertragen. Als Symbol dessen wird er mit einer Flamme abgebildet, die auf seiner Schulter brennt.

Der Tempel liegt auf einer Anhöhe nahe dem schönen Dorfe Meguro, in welchem der deutsche Konsul, Herr Bait, sich eine geschmackvolle Villégiatur mit herrlichem Park angeeignet hat; das Grundstück ragt wie eine Insel aus dem grünen Meere der Reisfelder hervor und war vor zwei Jahren selbst ein Reisfeld. Nun sieht man von hohen Bäumen beschattete Mader sich an felsgetränkten Hügeln und malerischen, hübschbetanzten Teichen hinwinden, ein Bach rauscht in Kasabaden dahin und bespült den Fuß eines lichtgrünen Bambusbüschels; was immer der, als Gärtner außerordentlich geschickte und erfindungsreiche Japaner als zu einem vollendeten Landstich gehörig betrachtet, ist da, verstreut durch ein bequemes Wohnhaus und alles sonst zum europäischen Komfort gehörige. Auch eine prächtige Reitbahn ist angebracht, auf welcher wir auch sofort eine Quadrille improvisierten.

Der Tempel selbst ist rings mit Blumen und Gekühlanlagen umgeben, die ihn vortheilhaft aus den Reisfeldern heben.

Am ersten Hofe fällt dem Besucher ein weites Wasserbecken auf, in welches zwei eherner Drachen Wasserstrahlen werfen. Hier sieht man häufig, auch im kaltesten Winter, Menschen lange Zeit unbefleckt unter dem Wasserstrahl stehen, um den Gott, dem selbst Feuer keine Unbequemlichkeit verursacht, sich genügt zu machen; wie viele der üblichen Augenheilmitteln und von diesem und ähnlicher Exercitien mit nach Hause getragen werden, darüber dürfte die Priester Judo's kaum ein Register führen. Im Judenten des Tempels ist neben den Bildern Judo's auch ein bronzenes Standbild von Tengu, einem sagenhaften Wesen, das öde Wälder bewohnt und mit langer Nase, Fledermausflügeln und zwei Klauen an jeder Hand und jedem Fuß dargestellt wird; auch Tengu dient, gleich Shoki, um den Kindern bange zu machen, ist aber böser Natur. Nebst vielen anderen schönen und kuriosen Dingen, von denen ein fünf Meter langer Schwert über dem inneren Portal nicht das geringste ist, kann man hier auch sehen, wie die Japaner sich die Engel vorstellen. Sie gleichen nicht ganz denen, die Raphael malte, sie fallen auf durch merkwürdige Proportionen, besonders ihr viel zu unnütziges Bett und neben dem fast schwarzen Monsieur Tengu durch ihre gleichmäßig gelbe leuchtende Gesichtsfarbe, ohne alle Mäntel, ungefähr wie unsere Kindertuschkasten billiger Art die Farbe enthalten. Im Tempel selbst sieht ein Priester hinter einem Laufsche, welcher allerhand, den Frommen dienliche Sadelchen zum Verkauf ausbietet.

Dem Besucher am meisten auffallend sind am Eingange zwei große Kästen mit Drahtgeflecht überpannt, in denen jeweils das Reliefbild eines etwas sagenhaft umgekehrten Fußes befindet, welches sowohl das Geschlecht, der Mahnen und die Mauer ringsum mit viel Kleiden einer weissen Waise betört.

Der Judo, Inari, ist nämlich das Symbol, die Gottheit des Weizen: wie andere Wesen vom Teufel Besessene hatten, so haben die Japaner Leute, von denen ein Judo's Besitz genommen hat. Der Glaube hieran ist sehr verbreitet! Ich habe neulich selbst eine Frau von einem Arzte vorführen sehen, die zwei Wesen zu sein behauptete und sich voll Ueberzeugung damit geberdete. Einmal sprach ihr eigener Geist, in anständiger, gewählter Sprache, dann schnarrte der Judo's seine Bote in der niedrigen Coolie-sprache aus ihren Mundwinkeln heraus und ihr ganzes Gesicht erhielt einen wirklich furchtbar besessenen Ausdruck. Der erwähnte Arzt ludte dies daraus zu erklären, daß die Frau für gewöhnlich mit der bei Menschen sonst nicht üblichen Gebärde, der rechten, spräche, was das ja vornehmen soll; was der Judo's sprach, kam demnach natürlich aus der linken, die ihr natürliches Recht geltend machen wollte.

Das beste Mittel, von solchem bösen Zauber verschont zu bleiben, ist nun selbstverständlich, daß man den Füchten recht viel Ehre erweist, ihnen huldigt, redet fromme, wenn er bei den Bildern vorbeikommt, laut etwas Pöper zu drei und bläst es gegen das Bild. Flüstert die Masse durch das Drahtnetz an das Bild und bleibt dort stehen, so ist der Betreffende sicher vor allem Unheil; war der Schütz umgeschickt und das Gefäß wird im Fluge von den Drähten aufgefangen, so — wird er wohl gewöhnlich sein Heil noch einmal versuchen.

Ein Grab, an das sich höchst poetische Legenden knüpfen, wird ein paar hundert Schritte vom Tempel entfernt gezeigt. Dort ruhen Nomena und Julia, in's Japanische übersetzt; Gompachi, natürlich ein Jüngling, liebt Komurasaki, eine tugendhafte Jungfrau; sie, vermutlich

schön wie Hebe blühend, er, durch die Gebirge ziehend, rüstig, zc. zc.“ Der Phantastie eines jeden ist hier freies Spiel gelassen.

Gompachi wurde plötzlich hingerichtet, nachdem er natürlich vorher eingekerkert worden war, da beschloß sie, treu ihrer Liebe, ihn nicht zu überleben und schlich sich mit eigenen Händen auf seinem Grabe den Leib auf! Viele Papierstreifen hängen an den Zweigen über dem Grabe. Theils sagte man mir, sind es Pfänder von Liebenden, die sich schon gefunden haben, gemeinschaftlich dort bestattet, theils enthalten sie, in Reimen oder Prosa, aus Vorlicht niedergeschrieben, die schmachthafte Hoffnungen Verliebter bei derlei Geschichts, weil das todtte Muster-Paar doch unmöglich all die Anliegen im Gedächtnis behalten kann, welche die zahlreichen Besucher an sie stellen. Nachdem wir alles genügend betrachtet, nahmen wir in dem Zeehaus am Tempel ein vorher bestelltes japanisches Mahl ein, zu welchem allerdings die allgemeine gehobene Stimmung die Hauptwürze liefern mußte; es bestand, trotz der vorerzählten Bestellung, aus rohen Fischstücken, Choyu-Sauce, Zwiebeln, Meerrettich, hart gekochten Eiern und Reiswein. Nachher folgte ein möglichst toller Geimtritt und als wir uns am Toranomon trennten, waren alle einig, einen herrlichen Tag verlegt zu haben.

## Der Fakir.

Von Ernst Remin.

Um den Strapagen des Landweges zu entgehen, hatten wir in Patua ein Boot gemietet, welches uns den Ganges ab und nach Bhagalpur führen sollte. Der Herr Mr. Gobart Gaur, ein Missionar aus Ghazipur, zwei englische Offiziere und ich, so lagerten wir unter dem Zelt auf dem Verdeck und nahmen unser Ziffin — Frühstück — ein; auch der Bootsführer, ein ernst-freundlicher, älterer Muhammedaner, hatte sich auf unsere Einladung zu uns gesetzt. Das Tischgespräch kam auf die fantastische Fähigkeit, mit der die brahmagläubigen Hindus an ihren religiösen Sagen und den Kastenunterschieden festhalten.

Leider ist es so, beständige der Missionar, selten entlastet ein Hindu dem Glauben seiner Väter und fast immer bleibt die Befehrung eine oberflächliche. Und merkwürdigerweise ist das Gemüth der Frauen am unzugänglichsten. Mit mehr Absehen noch, als auf uns, sehen sie auf die Muhammedaner, und mir ist kein Fall bekannt, wo eine Hindu sich einem solchen vermahlt.

„Verzeih' Deinem Knechte“, warf hier der Bootsführer ein, „mein eigenes Weib war Tochter eines Kshatrya (Angehöriger der Kriegerkaste), der zweifelhafte (der Jnder) und eine gläubige Anhängerin Brahmas' und doch hat sie Stand und Glauben aufgegeben und ist zu meiner Religion übergetreten.“

„Wie kam das, Hussein?“ fragte ich, „Wohin Du uns das nicht erzählen?“ „Sahib (der Herr) soll es hören“, antwortete der Bootsführer. „Es sind nun zwölf Jahre her, daß ich in Bhagalpur lebte. Fäthire trieben damals ihr Wesen in der Stadt. Diese frommen Schurken heucheln die rausche Enthaltensameit und leben auf Kosten des Wohlthätigen; durch Kasteiungen und Bußübungen wollten sie sich ehrenwürdig zu machen, so daß sie oft einen fast überausen Einfluss auf Städte und ganze Distrikte erlangten. Dabei sind Manche unter ihnen die argsten Lügner und schreden auch vor den abgheulichen Untthaten nicht zurück, eben weil sie ja nach ihrem Glauben sich gleich darauf durch Kasteiung und Selbsthingebe Vergeltung ihrer Sünden erwerben können.“

In der Nähe der Stadt befand sich nun damals eine uralte Ruine und darin ein enges, düsteres Gemach, in dem ein Ab'but (Bettelmönch) hauste. Ein halbtünderiger Fakir führte zu der Hölle und nur durch eine Öffnung in der Decke empfing letztere ihr „trübliches“ Licht. Dieser Ab'but galt für so heilig, daß ein bloßes Anhauchen von ihm genügen sollte, Krankheiten selbst Bapnina zu heilen oder zu erzeugen. Und in der That war der Anblick dieses Mannes fürchterlich genug. Die grauenhaften Selbsthingebeungen, die er sich auferlegte und wie mir schien auch fürchterliche Ausweifungen hatten die lange Gestalt des frommen Büßers zu einem ungläubigen magern Gerippe zu sammenschrumpfen lassen. Seine bärre, gelbe Haut, voller Wunden und Brandmale, bedeckte straff, aufsteigend die überaus herausstehenden Knochen, und dazu funkelte aus den tiefen, schwarzen Augenhöhlen ein so dämonisches Leuchten, daß selbst ich, der ich damals ein Krieger war, ihm schon aus dem Wege ging und ihn eher für einen der Aluras (böse Geister) als einen Menschen von Fleisch und Blut hielt. Und täglich kamen die Scharen der Gläubigen zu diesem heiligen Büßergewalt, um sich von ihm segnen zu lassen. Man wußte daß er in seiner Hölle mit einer schönen Sinu zusammenlebe und ich das wunderliche Paar schon zwei oder drei Kinder gehabt. Allein alle drei, sagte das Volk, seien gleich nach der Geburt ohne weiteres Erdenleben und der Eerlentwanderung Dura's (Engel) geworden und als Sprößlinge des Heiligen aller Ab'buten unmittelbar in Siva's Schoß aufgenommen worden. Wahrlich hatte der Gende sie gleich nach der Geburt umgebracht.

Diese Sinu hatte ich eines Morgens gesehen, als sie ihre Gummah (Wasserseck) auf dem Kopfe zu dem Fluße nach Wasser ging, und das leidensvolle Antlitz dieses jarten, ungläubigen Wesens hatte sich mir so tief ins Herz geschnitten, daß

ich von da an alle Tage um die Morgen-dämmerung im Schilf am Fluß lag, um die liebliche Gestalt wiederzusehen. Da, eines Morgens, als sie ihr Gefäß gefüllt, ward ich Zeuge, wie sie sich schweigend in das smaragdene Gras am Uferande niederwarf, wo neben ihr die stillen Wellen des heiligen Stromes leise klatschend anschlugen und sah, wie ihr nackter, rehbrauner Oberkörper in konvulsischen Zuckungen bebte. Ihr Antlitz lag auf der Erde und ihre Hände hatte sie über dem Haartnoten auf ihrem Hinterkopfe gefaltet. Mitleidig wollte ich zu ihr treten, aber sie sprang entsezt auf, als sie mich hörte, nahm ihr Gummah auf und ging davon. Ich redete sie mit sanften Worten an, aber so verschüchtert war dies arme Wesen durch die Furcht vor der Allgegenwart ihres grauenvollen Gebieters, daß sie mir nicht zu antworten wagte, und als sie die Farbe meines Turbans erkannte, daß ich ein Anhänger des Propheten sei, da wandelte sich der Ausdruck ihres Auges gar erst in Entsetzen und Abgheuen.

Am nächsten Morgen lag ich wieder in meinem Versteck unter den Büschen, aber das Hinduwes kam nicht. Und als sie auch am dritten und vierten Morgen und an folgenden nicht kam, da sagte ich mir ein Herz und drang eines Tages, nachdem ich meine Seele im Gebet gereinigt, während der Abwesenheit des Fakirs in seine Ruine ein. Meines Herzens Sehnen war übermächtig und bis in den Hals hinauf schlug es als ich mir einen Weg durch die Trümmer bahnte und auf dem finstern Gange vorwärts tastete. Endlich lag ich ein düsteres Licht wie Morgengraue und trat in das Gemach des Unholts. Ein furchterlicher, atembeklemmender Dunst herrschte in dieser Hölle und da, gerade unter dem Lichtloch, sah das ungläubige, liebreizende Wesen, das ich suchte. Ihr Kopf war gekent und ihre Arme hatte sie um die Knie geschlungen. Das Herz im Leibe beehrte ich mir um, als ich sie so sitzen sah und an das Leben dachte, das sie hier in diesem grauenvollen Kerker an der Seite des Dämons führen mußte.

Mit einem schwachen Schrei sprang sie auf, wie ich sie anredete, und als sie mich erkannte, fiel sie auf die Knie und flehte mit dem Ausdruck des größten Entsetzens, die Hölle zu verlassen. Qualvoller Todt ihr Vooz, wenn der Fakir mich entdeckte. Dabei flüsterte sie mit leiser, heiserer Stimme, wie sie sich fürchtete, der Heilige könne sie auch in der Entfernung hören.

„Sag mir nur eins!“ hat ich, „weißt Du freiwillig hier oder gezwungen?“

Da senkte sie das Haupt und eine Thräne rann über ihre lichtbraune Wange. Nun trat ich auf sie zu, entlockte sie so fassen und hinaus zu tragen. Aber voller Abgheuen, als ich der Engel der Befreiung, wie sie vor mir zuruck; dabei hasteten ihre Füßen, sammelten schwarzen Augensterne mit unwiderstehlichem Flehen an meinem Antlitz und mit ausgestrecktem Arme deutete sie auf den Ausgang. Und als ich noch zögerte, da begann ihr nackter Oberkörper zu zittern und zu bebem und es schien mir, als würde sie im nächsten Moment zusammenbrechen. Voller Verzweiflung stürzte ich hinaus.

Als ich aus dem finsternen Gang wieder in das breite, goldene Sonnenlicht hinaustrat, da stand der Fakir neben der Öffnung. Wortlos ging er dicht an mir vorbei, allein seine Augen schossen einen so fürchterlichen Dreckblick auf mich, daß mir fast ward bis in's innere Mark. Unwillkürlich war ich vor ihm zur Seite getreten. Als er aber in der Hölle verschwand, befehl ich meine Seele in die Hände des Propheten, nahm mein Schwert unter den linken Arm und begab mich gleichfalls hinein. Der Ab'but mochte wohl fest überzeugt sein, daß Niemand ihn aus der Hölle konnte, während seiner Anwesenheit in die Hölle einzudringen; so hatte er keine Vorkehrungen gegen eine Ueberumpelung getroffen. Vor dem Eingang in die Kammer machte ich Halt. Da hörte ich, wie der Dämon in Lauten, die dem Jüßeren der Schlange gleichen, dem unglücklichen Weibe vorwarf: sei sie schuld, daß die heilige Tasse durch den Fuß eines Ungläubigen besudelt worden und wie er ihr unter den fürchterlichen Flüchen und Drohungen für das Leben im Jenseits antändigte, daß sie wegen ihres sträflichen Umgangs mit dem Fremden sterben müsse. Das arme Weib lag stumm am Boden. Sie wagte kein Wort zu erwidern, nur ein herzzerbrechendes Schluchzen erschütterte ihre Brust. Der Unhold aber knirschte mit den Zähnen und ließ seinen kurzen breiten Dolch schwingen, einen entsetzlichen Fluß über sie aus.

Da sprang ich mit einem wilden Schrei in die Kammer, packte ihn an seinen ausgestreckten, fleischlosen Arm und führte einen verzweifellen Stieb gegen seine Schläfe. Klappernd wie ein ungewohntes Skelett fiel er auf den Steinboden, seine dünnen Arme und Beine zogen sich trampfhaft zusammen und zogen sich dann weit aus. Wie ein schlaffes Nepfil kam mir die Grauegestalt vor, als sie da blutend im Saltbunkel lag und ich schaute auf das scheußliche Gerippe, ohne daß sich Mitleid oder Reue in meinem Herzen regten. Ich hatte einen Menschen erschlagen, aber mir war nicht anders, als ob ich ein Thier überhölte.

Das Weib schaute mit fieren Blicken auf den Leichnam. Sie mochte nicht glauben können, daß das fürchterliche Wesen so sollte unterlegen sein, ohne daß Siva's Donner den frechen Mörder erschmetzte. Endlich schloß sie in tiefer Aemmetz ihre Brust und sie drach in festes, anhaltendes Weinen aus. Dann wachte sie sich mit zu Füßen und umflammerte ihre Knie, während sie mit einem

überirdischen Glanze in ihren schönen Augen zu mir aufschaute. Jetzt ließ sie es wiederstandlos zu, daß ich sie aufhob und an meine Brust zog.

In der darauf folgenden Nacht holte ich sie aus der Ruine ab. In der Kleidung eines Muhammedaners stob sie mit mir. Wir zogen quer durch das Land und erst in Kalkutta glaubte ich mich vor der Kade der Gläubigen sicher. Unterwegs erzählte sie mir wie sie in Gewalt des Unholts gerathen. Ihr Vater war ein hochangesehener Kshatrya gewesen und hatte in der Nähe von Delhi gewohnt. Der Ab'but hatte damals seinen Wohnsitz ebendort und gewann durch seine Heiligkeit den größten Einfluß über den alten, frommen Mann und seine vierzehnjährige Tochter. Eines Tages lockte er letztere unter einem grauenvollen Vorwand in seine Hölle und in ihrer abergläubigen Angst vor seiner überirdischen Macht wagte sie sich in seiner Unholtsheit nicht zu widerlegen. Und als sie ihrem Vater Mittheilung von dem machte, was ihr dort widerfahren, da segnete dieser ihr Geschick, weil ein so heiliger Bußer, wie sie, im Muhammedanischen Glauben glückselig werden. Drei Kinder hatte sie zur Welt gebracht und alle drei hatte der Schurke getödtet und ausgegeben, sie seinen wegen der Heiligkeit ihres Vaters unmittelbar in Brahma's Substanz aufgegangen, was sonst den Sterblichen erst nach langem Leben und langer Seelenwanderung als höchster Lohn zu Theil werde.

„Seitdem haben wir“, schloß der Bootsführer, „zwei Jahre in ungetrübtem Glück gelebt. Sie ist Muhammedanerin geworden und hat es nie bereut. Wir haben uns herzlich geliebt und so wird es bleiben, bis der Todengel uns trennt. Und wenn Sahib meiner Dienste nicht mehr bedarf, so werde ich heimkehren nach Patua, wo sie in unserem lieben, stillverstorbenen Heim meiner harnt.“

Bei Mitkin in Minnesota haben zwei weisse Strolche, Geo. Harris und Henry Taylor, einen nichterträglichen Mord an einem Indianer begangen. Sie drangen betrunken in das Lager der friedfertigen Rothhäute und wurden von diesen, als sie die Quasus beleidigten, an die Luft geschleudert. Nachts um 1 Uhr traten die zwei Strolche mit Wundstecher-Büchsen bewaffnet zurück und schossen aus dem Hinterballe fünf Schüsse auf ein um ein Feuer versammeltes Indianer-Gesamtheit, wodurch sie den Jüngling Quite-Ge-Schib tödteten und die anderen 4 verwundeten. Die stehenden Mörder liefen direct dem Sheriff Tibbits in die Arme, der sie sofort in das Gefängnis brachte und dieses durch aufgeborene Hülfsmannschaften bewachen ließ. Die Indianer umgingelten sofort, das Städtchen Mitkin. 25 von ihnen umgaben das Gefängnis und ließen den Sheriff wissen, daß sie ihm zwei Tage Zeit gaben, um die Mörder auszuliefern. Der Sheriff weigerte sich und knüpfte Unterhandlungen an. Am nächsten Tage fand eine gemeinsame Verhandlung zwischen Indianern und Weissen statt; die Indianer verlangten Auslieferung der Mörder, da sie den Worten der Weissen nicht trauten. Am Besonderen zeigte sich der Bruder des Ermordeten, Shabash-kunt, und seiner Vermittlung gelang es, Feindseligkeiten zu verbieten. Als der Advokat Erwin anlangte und die Indianer erfuhren, daß er die Mörder verteidigen sollte, wurden sie zornig; er gab aber der Witwe des Ermordeten \$20 und verzichtete auf ein Vorverhör. Bald darauf kam in einer von Indianern und Weissen gehaltenen Versammlung ein Uebereinkommen zu Stande; acht der angeklagten und bei den Indianern beliebtesten Geschäftleute des Städtchens verbürgten sich dafür, die Mörder im September in Prairie vor Gericht zu bringen und sie mittlerweile im St. Pauler Gefängnis festzuhalten. Der Vertrag wurde im Duplikat von Weissen und Rothhäuten unterzeichnet. Shabash-kunt, der Bruder des Ermordeten, theilte aber dem Sheriff mit, daß dieser die Mörder ungehört zum Bahnhof bringen solle; er verammelte die Indianer, veranstaltete einen Kriegszug und während dieser im Gange war, fuhren Sheriff, Mörder und 3 Indianer von Mitkin nach St. Paul ab, wo die Weisse jetzt im Gefängnis sind. Der Gouverneur hat den Indianern persönlich versprochen, daß mit den Mörder genau so verfahren werden solle, wie wenn sie einen Weissen ermordet hätten.

Die nach Amerika verschlagenen Söhne der deutschen Aristokratie treiben bekanntlich hier zu Lande „Giniges“, um ihr Leben zu machen. Der wie ein-lestaler Dichter sich ausdrückt: „Der Eine dreht die Bremse und lenkt mit Grazie die Car, der Andere verdient als Ausfuhr \$300 per Jahr. Papstschaden klebt ein Dritter, der Vierte wird Polizist.“ Dieser Vierte ist soeben in Philadelphia entdeckt worden. Die Quakerstadt hat einen Grafen Karl Almus v. Seyffert, welcher den Hiderknäppel trägt. Er ist der Sohn eines hohen russischen Beamten und einer Gräfin Ulrich, war preussischer Offizier, machte den böhmischen Feldzug mit und kam 1868 mit \$3000 in der Tasche nach Amerika, wo er es denn nach dreizehn Jahren glücklich zum Polizisten gebracht hat, welchen Posten er „mit Eleganz“ bekleidet.

— Sena, 11. Juli. Ein seltener Fang wurde in der Saale bei Sena unterhalb der Cambsdorfer Brücke durch den Fischer Herrn Münster gemacht. Im Bremersee hatte sich nämlich ein großer Forellen-Lachs gefangen, der das respectable Gewicht von ca. 20 Pfund, eine Länge von 1 Meter hatte.